

5. Arbeit an der Kultur III: *Cultural engineering*¹

»The conflict between the methods of freedom and those of totalitarianism, insofar as we accept the democratic ideals to which our history commits us, is within our institutions and attitudes. It can be won only by extending the application of democratic methods, methods of consultation, persuasion, negotiation, cooperative intelligence in the task of making our own politics, industry, education – our culture generally – a servant and an evolving manifestation of democratic ideals.«²

»To get the most out of Americans, it is necessary that they should feel that they are doing things themselves, that THEY, not any central authority, have thought things up.«³

-
- 1 Was ich im Folgenden als *cultural engineering* bezeichne, lässt sich in Teilen als eine spezifische Ausformung der vielschichtigen Formation fassen, die Thomas Etzemüller als *social engineering* definierte. Mit dem Begriffspaar *cultural engineering* soll hier die besondere Bedeutung von *culture* als Analyse- und Interventionsfeld auch begrifflich markiert werden. Vgl. Etzemüller, Thomas: *Social engineering* als Verhaltenslehre des kühlen Kopfes. Eine einleitende Skizze, in: ders. (Hg.): *Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2009, S. 11-40 (zum *social engineering* in den USA vgl. im selben Band Hochgeschwender, Michael: *The Noblest Philosophy and Its Most Efficient Use: Zur Geschichte des social engineering in den USA, 1910-1965*, in: ebd., S. 171-197); Etzemüller, Thomas: *Social engineering*, Version: 2.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 4.10.2017, unter: http://docupedia.de/zg/Etzemueller_social_engineering_v2_de_2017?oldid=128263 Versionen: 2.0 1.0 [21.1.2021].
 - 2 Dewey, John: *Democratic Ends Need Democratic Methods for Their Realization* [1939], in: Boydston, Jo Ann (Hg.): *John Dewey. The Later Works, 1925-1953. Volume 14: 1939-1941*, Carbondale/Edwardsville 1988, S. 367f., hier S. 367.
 - 3 Mead: *Memorandum on ways of increasing local initiative in home defense* [undatiert, 1941?], *Mead Papers*, F1/5.

5.1 Culture als Interventionsfeld

1936 stellte Lawrence K. Frank in dem Aufsatz »Society as the Patient« fest, es gebe eine »growing realization among thoughtful persons that our culture is sick, mentally disordered, and in need of treatment.«⁴ Zu diesem Kreis der »thoughtful persons« gehörten auch seine Freunde Mead und Bateson. Die Vorstellung, »mental disorders«⁵ und maladjustments«⁶ der amerikanischen Gesellschaft mit anthropologischer Expertise entgegen zu können, gehörte schon vor ihrer gemeinsamen Feldforschung zum Anspruch und Selbstverständnis des Paares – wie auch die Überzeugung, dass diese »culturally handled«⁷ werden müssten. Als Franks Aufsatz veröffentlicht wurde, befanden sich Mead und Bateson seit wenigen Monaten auf Bali. Auch wenn sie sich in ihrem »isolierten« Dorf von den westlichen Besuchern der Insel abgrenzen wollten, waren sie von den Diskussionen in den USA und England nicht ganz abgeschnitten, insbesondere durch Meads dichtes Netzwerk von Briefschaften. Mitte der 1930er Jahre teilten eine ganze Reihe von Sozialwissenschaftlern und Psychologen in den USA das Empfinden einer Dringlichkeit, die vermeintlich kränkelnde eigene Kultur behandeln zu müssen. Bei der Patientenmetapher handelte es sich um eine Adaption der Perspektive, die Ruth Benedict 1934 in »Patterns of Culture« formuliert hatte. Wenn man ganze Kulturen wie Individuen begreifen kann, wie Benedict meinte, dann konnten sie auch wie solche »behandelt« werden.⁸ Und dafür war der *Culture-and-personality*-Ansatz besonders geeignet:

The conception of culture and personality [...] offers some promise of help, for it indicates at once that our society is only one of numerous ways of patterning and organizing human life and that individuals do, for good or for evil, is in response to the cultural demands and opportunities offered them.⁹

4 Frank, Lawrence K.: Society as the Patient, in: American Journal of Sociology, Vol. 42, No. 3 (Nov. 1936), S. 335–344, hier S. 335.

5 Ebd., S. 336.

6 Ebd.

7 Bateson/Mead: Balinese Character, S. xvi.

8 Vgl. Benedict: Patterns of Culture, S. 46.

9 Frank: The Society as the Patient, S. 338.

Das Bedürfnis, das Verhältnis von *culture* und *personality* verstehen zu müssen, ist in den 1930er Jahren vor dem Hintergrund der *Great Depression* zu sehen, so Dennis Bryson:

During these years, the relation of the individual to society took on crisis proportions, as the Depression undermined the individual's sense of autonomy and self-reliance and produced an unprecedented sense of social and cultural disintegration. On the one hand, the human personality seemed to have lost its moorings with respect to the exercise of economic agency and, more generally, the sense of being able to participate in a community; it was threatened by large-scale, anonymous social and economic forces that it could hardly comprehend. On the other hand, American culture seemed to be incoherent and disintegrating, and thus unable to provide individuals with a sense of direction in a troubled world. The old ideology of individualism, with its emphasis on individual competition for economic gain, seemed moribund.¹⁰

Die von Bryson beschriebene »cultural disintegration« reichte noch weiter zurück. Es handelte sich um die (adaptierte) Wiederbelebung eines anderen Begriffspaares, das schon Anfang der 1920er Jahre zeitweise Popularität erlangte. Es war einer von Meads Lehrern an der Columbia University, der Soziologe William Fielding Ogburn, der den Amerikanern einen *cultural lag* bescheinigte.¹¹ Dieser trete immer dann auf, wenn, vereinfacht formuliert, die Kultur mit der Moderne nicht Schritt halten kann:

The thesis is that the various parts of modern culture are not changing at the same rate, some parts are changing more rapidly than others; and that since there is a correlation and interdependence of parts, a rapid change in one part of our culture requires readjustments through other changes in the various correlated parts of culture.¹²

10 Bryson: *Personality and Culture*, S. 358.

11 Mit Ogburn stand Mead in engem Kontakt. Er war ihr Mentor, sie belegte seine Kurse am Barnard College und er ermöglichte ihr durch eine Anstellung, ihre *graduate studies* aufzunehmen, als ihr Vater finanzielle Unterstützung verweigerte. Vgl. Molloy: *On Creating a Usable Culture*, S. 85f.

12 Ogburn, William Fielding: *Social Change With Respect to Culture and Original Nature*, New York 1937 [1922], S. 200f.

So bestehe bspw. zwischen Industrie und Ausbildung eine Wechselbeziehung. Daher würde ein Wandel in der Industrie auch einen entsprechenden Wandel des Ausbildungssystems erfordern. Ogburn weiter:

Where one part of culture changes first, through some discovery or invention, and occasions changes in some part of culture dependent upon it, there frequently is a delay in the changes occasioned in the dependent part of culture. The extent of this lag will vary according to the nature of the cultural material, but may exist for a considerable number of years, during which time there may be said to be a maladjustment.¹³

In den 1930er Jahren wurde die These des *cultural lag* wieder aufgegriffen und Teil des allgemeinen Diskurses.¹⁴ Meads 1932 erschienenes Buch »The Changing Culture of an Indian Tribe«, so Maureen A. Molloy, sei von Ogburns Vokabular des *social change* tief durchdrungen.¹⁵ Charles Camie beschrieb zwei »congruent strategies«, die sich durch weite Teile der amerikanischen Soziologie Mitte der 1930er Jahre ausbreiteten. Zum einen habe man an dem »all-embracing conception of culture« der Anthropologen festgehalten – was in den 1920er Jahren noch nicht der Fall war.¹⁶ Zum anderen habe man Ogburns populäre These des *cultural lag* wieder aufleben lassen.¹⁷

Diese hatte bereits in dem 1929 publizierten »Middletown: A Study in Modern American Culture« des Ehepaars Lynd nach. Wenn Ogburn noch einen im Grunde kulturpessimistischen Blick hatte und nicht daran glaubte, dass der *cultural lag* bald aufzuholen sei, hofften die Lynds auf eine Veränderbarkeit der amerikanischen Kultur. Sie begannen ihre Studien mit ihrem Team 1924 in der Stadt Muncie, Indiana.¹⁸ Sie glaubten mit dieser als Middletown

13 Ebd., S. 201.

14 Vgl. Susman: *Culture as History*, S. 156. Auch Ogburn selbst schaltete sich – mittlerweile in an der University of Chicago, wo er seit 1927 lehrte – in diese Gespräche ein. Er bemühte sich auch um ein nicht akademisches Publikum, wurde vielfach in Zeitungen zitiert und schrieb selbst zahlreiche Artikel u.a. für das *New York Times Magazine*.

15 Vgl. Molloy: *On Creating a Usable Culture*, S. 87.

16 Camie, Charles: *On Edge: Sociology During the Great Depression and the New Deal*, in: Calhoun, Craig (Hg.): *Sociology in America. A History*, Chicago/London 2007, S. 225–280, hier S. 277.

17 Vgl. Ebd., S. 276ff.

18 Vgl. Igo, Sarah E.: *The Averaged American. Surveys, Citizens, and the Making of Mass Public*, Cambridge/London 2008, S. 42–70.

bezeichneten (und somit nur leicht kaschierten) Stadt ein repräsentatives Beispiel gewählt zu haben, von dem auf die amerikanische Gesellschaft als Ganze geschlossen werden könnte. Die Lynds idealisierten Middletown auf ihre eigene Weise und tauchten ein in eine »nostalgia for a purer, simpler, even pre-industrial, America«. ¹⁹ Sie zeichneten eine homogene Gemeinschaft, die von gemeinsamen Werten zusammengehalten wurde. Dieses Bild zementierten sie weitgehend mit ihrer Nachfolgestudie »Middletown in Transition: A Study in Cultural Conflicts« aus dem Jahre 1937, in der sie behaupteten, die Textur der Kultur von Middletown habe sich nicht verändert. ²⁰ Die Stadt war also in den Augen der Lynds weniger in *transition*, wie der Untertitel ihrer zweiten Studie suggerierte, als vielmehr in *tradition*, so könnte man sagen. Gerade aber in der Beschreibung des vermeintlich »Normalen« und Beständigen lag für die Lynds wiederum das Potenzial für Veränderung. Sie hätten die amerikanische Kultur gezeigt, wie sie war, nicht wie sie sein sollte oder könnte, so Sarah E. Igo, und weiter: »The Lynds mounted a critique of American life in the hope of changing it.« ²¹ Das Ehepaar beanspruchte zwar für sich die sozialwissenschaftliche Expertise; dennoch, so meinte Robert Lynd an anderer Stelle, sollten alle Amerikaner einen anthropologischen Blick kultivieren: »All citizens, he believed, should be anthropologists of their own culture.« ²²

Die Studie der Lynds wurde zu einem Vorbild für weitere. Sie war ein unmittelbarer Bestseller und wurde auch in Fachkreisen gelobt. ²³ Entscheidend war vor allem der Blick nach innen, also der Fokus auf die eigene *culture*. Auch Mead hatte bereits 1928, also ein Jahr vor der Publikation der ersten Middletown-Studie, in »Coming of Age in Samoa« die letzten beiden Kapitel der amerikanischen Kultur gewidmet, was erheblich zur Popularität des Buches beigetragen hat. ²⁴ Allerdings diente »Samoa« noch als Kontrastfolie

19 Ebd., S. 59.

20 Vgl. ebd., S. 64.

21 Ebd., S. 66.

22 Ebd.

23 Vgl. ebd., S. 70. Die Studie war der erste Bestseller der amerikanischen Sozialwissenschaften, so Gilkeson. Allein im Erscheinungsjahr ging das Buch in die sechste Auflage, in den folgenden acht Jahren verkauften sich über 30.000 Exemplare. Vgl. Gilkeson: *Anthropologists and the Rediscovery of America*, S. 69.

24 Vgl. Library of Congress (Hg.): Homepage. Exhibit, »Margaret Mead: Human Nature and the Power of Culture«, unter: <https://www.loc.gov/exhibits/mead/field-samoa.html> [21.1.2021]. Diese Kapitel waren ursprünglich nicht vorgesehen und wurden erst nach Rücksprache mit ihrem Verleger ergänzt.

für ihren Kommentar auf die USA. An diesen beiden Zugängen zeigen sich beispielhaft die noch deutlich unterschiedlichen Zuständigkeitsbereiche von Soziologie und Anthropologie, die sich ab den 1930er Jahren verschoben. Verkürzt formuliert: Die Soziologie war zuvor noch für das ›Eigene‹ zuständig, die Anthropologie für das ›Fremde‹.²⁵ Und damit sind keine örtlichen Marker gemeint, sondern entsprechende Zuschreibungen. Deshalb war es zwischen den Disziplinen unausgesprochen klar, dass sich auch innerhalb des Staatsgebietes der USA die Anthropologie um die Erforschung der Native Americans kümmert, und nicht die Soziologie. In den 1930er Jahren aber wurde diese Grenze flüid, was vor allem mit dem *Culture*-Konzept der Anthropologen zu tun hatte.²⁶ Dieses erlangte inzwischen über die Fachgrenzen hinaus Bekanntheit und Geltung. Warren Susman erkannte in dieser Dekade einerseits ein Kampf zwischen *culture* und *civilization*, wobei Letztere für Technologie, wissenschaftlichen Fortschritt, Institutionen und Organisationen sowie Macht und materiellen Wohlstand gestanden habe.²⁷ Ebenso sah er andererseits die 1930er Jahre als eine Phase, in der die USA sich massiv mit sich selbst beschäftigte. Es habe sich aber nicht einfach um Nationalismus oder eine Glorifizierung der amerikanischen Vergangenheit gehandelt: »It was rather the more complex effort to seek and to define America as a culture and to create the patterns of a way of life worth understanding. The movement had begun in the 1920s; by the 1930s it was a crusade.«²⁸ Dieser Blick nach innen ist indes nicht nur vor dem Hintergrund der *Great Depression* in den USA zu sehen. Global befanden sich Demokratien in der Krise. Ab den 1920er Jahren bis zur Inauguration Roosevelts am 4. März 1933 hatte sich weltweit die Zahl

25 Diese Zuständigkeitsbereiche hingen freilich nicht ausschließlich mit disziplinären Abgrenzungen zusammen, sondern waren insbesondere mit Blick auf die Anthropologie vielschichtiger. Dazu gehörten neben der lange distinkten Beobachtungskategorie *culture* (im Gegensatz zu *society*) u.a. die Akademisierung und Institutionalisierung des Fachs zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die Idee der *salvage ethnography* sowie bestimmte Archetypen, wie etwa der des *fieldworker*, und weitere – von den Entstehungsgeschichten der Fächer zu schweigen. Vgl. Stocking, Jr., George W.: *The Ethnographic Sensibility of the 1920s and the Dualism of the Anthropological Tradition*, in: ders. (Hg.): *History of Anthropology*, Vol. 6, *Romantic Motives. Essays on Anthropological Sensibility*, Madison 1989, S. 208–276.

26 Vgl. Gilkeson: *Anthropologists and the Rediscovery of America*, S. 39f.

27 Vgl. Susman: *Culture as History*, S. 156.

28 Ebd., S. 157.

der Demokratien ca. halbiert.²⁹ Und in den USA bedeutete die Krise des Kapitalismus auch eine enorme Vertrauenskrise. Die Roosevelt-Administration hätte daher in den ersten Amtsjahren zwei wesentliche Werkzeuge verwendet, um ein übergreifendes Ziel zu erreichen: »insulation and domestic intervention to create security«.³⁰ Der »inward turn«³¹ der USA ist auch als eine Reaktion auf globale politische, wirtschaftliche und letztlich auch kulturelle Verwerfungen zu sehen. Während die protektionistischen Politiken noch als notwendig gelten konnten, um die Wirtschaft der USA vor den globalen Unruhen zu schützen, galt dies nicht in gleicher Weise für die innerstaatlichen Interventionen. Diese erreichten ein nie dagewesenes Ausmaß und veränderten die USA umfassend und nachhaltig. Das Ziel dieser massiven Vergrößerung des Einflussbereichs des Nationalstaats, so resümiert Kiran Klaus Patel, sei es aber gewesen, das Leben der Amerikaner stabiler und sicherer zu machen – »security« sei der Grundgedanke des New Deal gewesen: »Crucially, this goal was not to be achieved through laissez-faire and individualism but rather by strong state action.«³² Die Empfänglichkeit der Amerikaner für *culture* in den 1930er Jahren wurde begleitet von einer zunehmenden Akzeptanz staatlicher Interventionen durch den New Deal. Dazu hat neben dem Krisengefühl der Amerikaner auch Roosevelts Führungsstil und sein Appeal auf die Bevölkerung beigetragen.³³ Und auch wenn am 5. März, einen Tag nach seiner Inaugurierung, die letzte Reichstagswahl in Deutschland stattfand und die Machtergreifung der Nazis in vollem Gange war, sahen viele Amerikaner eine Diktatur noch nicht als ein grundsätzliches Übel an, sondern hätten geglaubt, dass die ökonomische Krise so fatal war, dass es einen neuen Präsi-

29 Vgl. Patel: The New Deal, S. 45.

30 Ebd., S. 50.

31 Ebd.

32 Ebd., S. 51. Diese Wahrnehmung von *security* als Herzstück des New Deal im Nachhinein korrespondierte nicht unbedingt mit dem der Zeitgenossen. Gerade der *welfare state* war nicht so planvoll, sondern könne als »Sturzgeburt in der Krise« und als ein »System der Improvisationen« verstanden werden. Gräser, Marcus: Wohlfahrtsgesellschaft und Wohlfahrtsstaat. Bürgerliche Sozialreform und Welfare State Building in den USA und in Deutschland 1880-1940, Göttingen 2009, S. 384.

33 Vgl. Lepore, Jill: These Truths. A History of the United States, New York/London 2018, S. 429f. MacGregor Burns, James: Roosevelt. The Lion and the Fox, San Diego/New York/London 1984 [1956], S. 183-191.

denten mit der Macht eines Diktators benötige, um eine Obstruktionspolitik des Kongresses zu vermeiden.³⁴

Zum einen wurde die Idee, seitens der Sozialwissenschaften auf der Ebene der Kultur anzusetzen, um die amerikanische Gesellschaft zu verändern, Mitte der 1930er Jahre von einem allgemeinen »turn to culture«³⁵ begleitet. Das Verlangen nach einer spezifisch »amerikanischen Kultur«, so Molloy, habe eine eigentümliche Steigerung erfahren: »Many intellectuals and artists who had spent the 1920s in flight from ›Americanism‹ spent the early thirties committed to its downfall and the late thirties to its celebration.«³⁶ Zum anderen war der *Culture*-Begriff für einen disziplinübergreifenden Ansatz ideal. Wenn es nämlich so etwas wie eine genuin »amerikanische Kultur« gab, konnte sie auch nicht ignoriert werden, erst recht nicht von den Sozialwissenschaften. Und im Gegensatz zu *class* war *culture* veränderbar, es konnte an ihr gearbeitet werden.³⁷ Die Frage war nur, wie es eben um diese Kultur Mitte der 1930er Jahre bestellt war. Und neben Soziologen wie etwa den Lynds sahen Mitglieder der *culture and personality school* sie als dringend veränderungsbedürftig an, so auch Lawrence K. Frank. Der Historiker Peter Mandler betrachtete Frank nicht als Intellektuellen. Frank erwarb nach seinem B.A. in Wirtschaftswissenschaften 1912 von der Columbia University keine weiteren Abschlüsse und hatte auch keine universitäre Position. Helen Lynd galt er als keine »well-educated person«.³⁸ Mead hingegen wertete seine Bedeutung für die Wissenschaft höher und behauptete, dass Frank »more or less invented the behavioral sciences«.³⁹ Wie auch immer man Frank wissenschaftlich situieren möchte, er verstand es jedenfalls sehr gut, Ideen anderer zu popularisieren und zu organisieren.⁴⁰ Mary Catherine Bateson bezeichnete ihn als »one of the out-

34 Vgl. Lepore: *These Truths*, S. 433f.

35 Vgl. Molloy: *On Creating a Usable Culture*, S. 130.

36 Ebd., S. 131.

37 Molloy hat auf den Umstand hingewiesen, dass der *Culture*-Begriff im Vergleich zu *class* – »a fundamentally negative idea« (Molloy: *On Creating a Usable Culture*, S. 131) – in den USA in den 1930er Jahren positiv besetzt war. Klasse würde immer ein *other* annehmen, einen Feind. Zudem sei Klasse nicht selbst gewählt, sondern von außen auferlegt. Und das letztendliche Ziel, zumindest im sozialistischen Denken, sei die Abschaffung der Klassen. Vgl. ebd.

38 Helen Lynd, zit.n. Mandler: *Return from the Natives*, S. 24.

39 Margaret Mead, zit.n. Hulbert, Ann: *Raising America. Experts, Parents, and a Century of Advice About Children*, New York 2003, S. 104.

40 Vgl. Mandler: *Return from the Natives*, S. 24.

standing intellectual entrepreneurs of this century«.⁴¹ In der Formel »Society as the Patient« sah Frank eine Möglichkeit: Wenn man Verbrechen, *mental disorders*, *family disorganization*, jugendliche Delinquenz, Prostitution usw. nicht als Beweise für individuelle *wickedness*, Inkompetenz, Perversion oder Pathologie sehen würde, sondern als Reaktion auf *cultural disintegration*, so sei schon ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung getan. Der sozialwissenschaftliche Zugriff soll so nicht mehr auf das Individuum abzielen, sondern auf der Ebene der *culture*. Man könne die sozialen Probleme in Amerika nicht lösen, wenn man nach individuellem Fehlverhalten suche.⁴² Das Ideal eines *rugged individualism* hatte mit dem Antritt Roosevelts nicht nur auf politischer Ebene ausgedient, sondern ließ sich aus Sicht der *culture and personality school* vor allem wissenschaftlich nicht halten. Für Frank lag die Antwort auf die Frage, wie die »cultural disintegration« in den USA eigentlich zu verstehen sei, in der europäischen Geschichte:

When we regard Western European culture, which has emerged from an almost incredible background of conflict and confusion and mixture of peoples, and see that for centuries it has not been unified either in ideas and beliefs or in socially approved practices, we can begin to understand the etiology of the sickness of our society.⁴³

Frank sah *culture* so wie Benedict, die ihr eine formative Kraft auf die Persönlichkeit bescheinigte:

[I]t must be recognized that the individual's conscience, his conception of right and wrong, his feeling of moral responsibility, are but reflections of his culture. What we are learning to call the superego, that stern and implacable censor of our conduct and unrelenting director of our lives (the conscience of our moral tradition), is the culture that has been incorporated into the very personality of the individual.⁴⁴

Das Individuum kann sich bei Frank der Kultur einfach nicht entziehen. Und dennoch kommt es auf jeden Einzelnen an, damit die Kultur wiederum verändert werden kann: »The individual [...] must recognize his almost complete

41 Bateson, M. C.: Continuities in Insight and Innovation, S. 274.

42 Vgl. Frank, Lawrence K.: *Society as the Patient. Essays on Culture and Personality*, Port Washington 1969, S. 3.

43 Ebd., S. 4.

44 Ebd., S. 6f.

dependence upon the group life and see his only hope in and through cultural reorganization.«⁴⁵ Diese Reorganisation bedeutete einen Neubau von Kultur, was bei Frank dringlich klang: »[W]e must face the task of constructing a new culture, with new goals, new beliefs, new patterns and sanctions«. ⁴⁶ Dieses Konstruieren einer neuen Kultur beinhaltete auch das Loswerden von Geschichte. Noch ein Mal Frank: »Today we must face the task of reconstructing our culture and creating our own design for living, in which the age-old cruelties, frustrations, and deprivations may, we must hope, be mitigated, if not eliminated.«⁴⁷

Auch für Robert Lynd war das Abstreifen von Geschichte ein zentrales Motiv für die Neugestaltung der amerikanischen Kultur. 1938 erklärte er sein sozialwissenschaftliches Ethos mit Blick auf die Middletown-Studien. Lynd betonte, dass es den einzelnen Menschen durch das Erlernen eines objektiven Blicks auf Kultur ermöglicht worden sei, sich von der »habituated past«⁴⁸ zu befreien. Die Frage nach der Rolle der Sozialwissenschaften in der amerikanischen Gesellschaft stellte sich Lynd Ende der 1930er Jahre zunächst in einer Vortragsreihe an der Princeton University, welche er dann zu einem Buch ausarbeitete: »Knowledge for What? The Place of Social Science in American Culture«. ⁴⁹ Er bemerkte die Parzellierung der Wissenschaften, die dazu tendiere, immer kleinteiligere Variablen zu untersuchen. Mit der enormen Komplexität der Welt seien die Spezialisten einer Disziplin eigentlich überfordert, wenngleich diese das anders wahrnehmen: »[T]he specialist, far from feeling cramped in his isolated universe, tends to confront it with the enthusiasms of a small boy turned loose in a candy shop with a seemingly endless array of inviting opportunities before him.«⁵⁰ Die Geschichtswissenschaft habe als Disziplin einen ganzheitlichen Erklärungsanspruch, das unterscheide sie von allen anderen. Aber genau darin liege für andere Wissenschaften eine Art Rückversicherung, eben weiter an isolierten Phänomenen zu forschen, weil sie sich auf die Geschichtswissenschaft verlassen können. Denn: »[A]s soon as today becomes yesterday, history will take over the task of joining parts

45 Ebd., S. 7.

46 Ebd., S. 8.

47 Ebd., S. 9.

48 Vgl. Igo: *The Averaged American*, S. 65.

49 Vgl. Lynd, Robert: *Knowledge for What? The Place of Social Science in American Culture*, Princeton 1970 [1939].

50 Ebd., S. 12.

into wholes. Thus history has served to an undue extent both as symbol and as surrogate for the other social sciences for the unifying of the entire field of human behavior.«⁵¹ Neben der Psychologie sei insbesondere mit der Geburt von Soziologie und Anthropologie eine andere Gewichtung der »part-whole situation«⁵² hinzugekommen. Die Soziologie sei als Kind des 19. Jahrhunderts aufgewachsen, sei dezidiert am Ganzen interessiert gewesen und wollte eine »science of society« erschaffen. Sie habe sich aber übernommen bei dem Versuch, die Verwobenheit von »institutional behavior« zu betonen.⁵³ Demgegenüber: »Anthropology has been more fortunate than sociology. Also a relatively late-comer among the sciences, the peculiarity of its subject-matter left it free [...] to put all social science to work on the functionally related whole of single cultures.«⁵⁴ Mit Einmannexpeditionen hätten Anthropologen viel größere Freiheit genossen, eine Kultur als Ganze zu beforschen und so originelle Fragen zu stellen wie: »How does the life of these people hang together as a functioning whole?«⁵⁵ Demgegenüber hätten sich die anderen Disziplinen nicht für diese Kulturen interessiert, weil sie nach westlichen Standards »primitiv« gewesen seien und keine Banken, Kreditwesen, Fabriken, Supreme Courts und »Jeffersonian« und »Hamiltonian traditions« gehabt hätten.⁵⁶ Für Lynd war die Anthropologie noch nicht von der Last einer langen disziplinären Geschichte eingeengt. Und die Macht der Gewohnheit wissenschaftlicher Disziplinen sei stark. Es sei ein Versagen der Sozialwissenschaften, nicht über die Fachgrenzen hinaus integrativ und ganzheitlich zu denken. Dies lähme ihre Nützlichkeit als Werkzeuge des Wissens. Lynd schlug vor, dass das *Culture*-Konzept der Anthropologen hier Abhilfe leisten könne.⁵⁷ Damit würde der Fokus zum einen wieder auf die Menschen selbst und ihre Handlungsspielräume gelegt werden.⁵⁸ Zum anderen solle es für einen ganzheitlichen Blick: »The explicit use of the concept of ›culture‹ compels overt recognition of the fact that all the jumbled details of living in the United States – automotive

51 Ebd., S. 13.

52 Ebd.

53 Ebd., S. 14.

54 Ebd.

55 Ebd.

56 Ebd.

57 Vgl. ebd., S. 19.

58 Vgl. ebd., S. 38.

assembly lines, Wall Street, share-croppers, Supreme Court, Hollywood, and the Holy Rollers – are interacting parts in a single whole.«⁵⁹

Die Riege der Wissenschaftler, die ab Mitte der 1930er Jahre überzeugt waren, dass es Arbeit an der amerikanischen Kultur bedürfe, war breit gefächert: von kulturempfänglichen Soziologen wie Ogburn oder die Lynds über Neofreudianer wie z.B. Karen Horney (Psychoanalytikerin) oder Harry Stack Sullivan (Psychiater) bis zu einer ganzen Reihe von Anthropologen wie auch Mead und Bateson. Sie waren sich – die meisten ließen sich der *culture and personality school* zuordnen –, in unterschiedlicher Gewichtung, einig darin, dass die amerikanische Kultur an einer Form von *maladjustment*, *desintegration* oder (*mental*) *disorder* leide und daher behandelt, »reorganisiert« oder neugestaltet werden müsste.⁶⁰ Selbst Ralph Linton (ein Gegenspieler von Mead, Benedict und Boas, der ausgerechnet 1937 auf dessen Lehrstuhl an der Columbia University nachfolgte)⁶¹ hielt es für nötig, schon im ersten Absatz der Einleitung zu seinem 1936 erschienenen Lehrbuch »The Study of Man« Anmerkungen zu dem Thema vorzuschicken: »No one can doubt that there is urgent need for action looking to the reorganization of our society and culture on a sounder basis«,⁶² daher mögen viele Leser enttäuscht sein, dass er keine entsprechende Handlungsanleitung liefere. Aber effektives Planen erfordere ein gründliches sowie umfassendes Wissen. So wie im Kampf gegen Krankheiten mit therapeutischen Maßnahmen gewartet werden müsse, bis die systematische Forschung Ergebnisse geliefert habe, verhalte es sich auch mit der amerikanischen Kultur: »In the struggle with current confusion and maladjustment, the work of the reformer must similarly be backed by that of the social scientist.«⁶³

59 Ebd., S. 50.

60 Joanne Meyerowitz hat darauf hingewiesen, dass nach Mitte der 1930er Jahre die Psychoanalyse einen deutlicheren Einfluss auf die amerikanischen Sozialwissenschaften generell und im Besonderen auf die *culture and personality school* ausgeübt hatte. Vgl. Meyerowitz: »How Common Culture Shapes the Separate Lives«, S. 1072.

61 Vgl. Mandler: Return from the Natives, S. 36f., 213ff. (dort detaillierter zu Lintons Feindseligkeit Mead und Benedict gegenüber) und 221 (zu seinem Hass auf Benedict).

62 Linton, Ralph: The Study of Man. An Introduction, New York 1936, S. 3.

63 Ebd.